

Sprache und Meer

Nasima Sophia Razizadeh

Sprache und Meer

Rohstoff

»Wohin wollte ich Sie mit dem allen führen?
Ich habe mich ein wenig verirrt, aber es tut nichts,
denn Sie sind vielleicht mitgegangen und nun
sind wir beide verirrt.«

Franz Kafka

Man geht ins Meer, fiebernd, und dann geht man wieder hinaus, tropfend, und dazwischen geschieht alles. Man geht fort vom Meer und wartet verstohlen, dass es folgen wird. Man wartet in der Landenge, man schreibt derweil, man spielt, man geht auf und ab, geht nicht zurück, dreht sich nicht um, man wartet, alles scheint benennbar, und doch ist nichts gewonnen. Auch die Sprache war bloß Schwimmung. Wortverklebt träumt das wasserscheue Ufer vom Gegenteil.

In der Sprache aber waltet, dem Wasser trotzend, ein Lindwurm mit offenem Rücken.

Tinte im Meer

An den Fingern Tinte, noch bevor das erste Wort geschrieben ist, beuge ich mich über das geöffnete Heft. Ich suche mit der Federspitze wie mit einem Widerhaken in der vor mir liegenden hellen Papierstruktur Halt. Ich denke an die Patrone, die, im Verborgenen, an einem die Patronenkappe beim Einsetzen der Patrone durchstoßenden Dorn hängt. Wie die Patrone am Dorn hänge auch ich, am Papier, in einer prekären und doch produktiven Position. Wir haben, wird mir beklommen bewusst, keinen Boden unter den Füßen, sind gleich-schwebende Lieferanten, opak, zart, gütig, willig.

Ich frage mich, ob die Tinte ein Gefühl der Sprache besitzt, selbst ein ganz flüchtiges. Hielte ich die Tinte nicht mehr aus und wollte den Füller ein für alle Mal leeren, sodass ihm nichts übrig bliebe, als über das Papier zu kratzen, ohne Sprache oder Spuren zu hinterlassen, nähme ich die Tinte mit nach draußen, überquerte die stille Straße und lief hinunter zum Strand und dann den Strand hinab bis zur Wassergrenze und gösse dort die Tinte ins Meer, um mich der in Relation zu dem riesigen Wasserkörper winzig klein erscheinenden Tintenmenge zu entledigen – würde dann etwas Ruhe und Einvernehmlichkeit in meine Welt einziehen und eine verschwindend geringe Spur von Sprache in das sonst so stumme Gewässer kehren? Spuren verweisen stets auf vorangegangene Bewegungen. Bewegungen hingegen bedürfen keiner Spuren. Bewegungen

sollten sich selbst genügen. Und doch, immer wieder versuchen wir, störrisch dem Vergehen von Bewegungen entgegenzuwirken und schreibend der Sprache das Bleiben zu lehren, indem wir handliches Schreibwerkzeug mit dunklen Flüssigkeiten aufladen.

Bewegung ist neben Berührung vermutlich das tiefstehendste Bedürfnis. Bewegung und Berührung sind die Untergrundbedürfnisse, sind unsere ersten Sehnsüchte, archaischsten Äußerungen des Willens – aber schon fallen die Schrift und ihre drei dunklen Gesellen, das Heft und der Federhalter und die Tinte, ein, alles erstarrt, und es kommt zum Eklat. Der hier vorliegende Eklat folgt den Regeln der Kunst des Kafkaesken: dem Aufeinanderprallen des Unzubändigenden, Wilden und dem bis ins Absurde Überstrukturierten.

Vom Schreiben, Sprechen und Schreien

Sprechen ist wie Schreiben auf nachtschwarzem Papier. Im Gesprochenen schwingt daher immer auch eine Dunkelheit mit, die wie jede Dunkelheit ein Gefühl von Sicherheit geben und nehmen kann. Das Gesprochene gleicht dem Meer in seiner vermeintlichen Unendlichkeit, seiner schier unüberschaubaren Weite, seiner gleichermaßen unbeständigen wie verlässlichen Weise, auf und ab zu wogen und vor und zurück zu rollen. Die Worte, die wir einander sagen, sind so vielgestaltig wie die Assoziationen beim Betrachten des unablässigen Streichelns des Strandes durch den Meeresrand, dieser vom Anderen nicht ablassenden und doch ablassen müssenden und doch nicht ablassen könnenden Bewegung und Berührung. Auch unsere Bewegungen und Berührungen kennen Ebbe und Flut und vermögen sich diesen Kräften, vielmehr dieser Kraft, nicht zu entziehen.

Liebende gießen den Klang ihrer gesagten oder ungesagten Worte verspielt-verschwenderisch wie Tinte ins nächtliche Meer und vertrauen auf die nie vollständige Auflösung dieser Tinte. Als Sprechende können sie weder das Meer sein noch der Strand noch die winzige Tintenmenge, sondern wohnen alldem nur bei. Sprechend verweilen die Liebenden an den aufgesuchten inerten Grenzen wie gespensterhafte Gäste. Am Meer ist alles Sprechen fundamental eingebettet in eine Stille, wie sie nur an der Grenze zwischen Wasser und Land erfahrbar ist. Diese Stille ist keinesfalls gekennzeichnet durch

eine Abwesenheit von Geräuschen, von Gedachtem oder Gesagtem, sondern vielmehr durch die Aufhebung aller Differenzen zwischen den sonst voneinander getrennten oder getrennt wahrgenommenen Geräuschen und Gedanken und gesagten Worten. Kein Vakuum, sondern im Gegenteil eine maßlose Fülle, die keinen Platz lässt für Konturen, Zwischenräume oder Pausen und die uns dort und in jedem wahrhaften Sprechen umhüllt und sich jedem Eingriff und Ausbruch entzieht. Einmal ausgesprochen, gibt es kein Entkommen und kein Entkennen. Das Gespräch zwischen Liebenden ist Durst und Trank und Trunkenheit zugleich und schwingt in nicht messbarer Auslenkung zwischen dem Einen und dem Anderen und all dem, was es ist und nicht ist. Die Gegenwärtigkeit des Gesprächs legt Gedächtnis und Gewissen nahezu trocken, lässt das Gedächtnis wie einen kleinen Tümpel, das Gewissen wie ein dünnes Rinnsal erscheinen, hebt Erinnerung und Urteil aus den Angeln, reißt ihre Einwände ein und gewährt so der Lust und Wucht der Begegnung Einlass.

Anders verhält es sich mit dem Geschriebenen. Das Geschriebene ist ein enigmatischer Gegenstand zwischen einer Lichtquelle und einer hellen Fläche, ist Sprache, auf die Licht fällt und die auf dem Papier einen Schatten wirft, der Schrift ist. Wohin aber die Sprache nach dem Schreiben geht, scheint ähnlich rätselhaft wie das erste Erblicken von Schönheit, Mal für Mal, oder die letzten Schritte hin zur Sphinx, deren Rätsel uns immer schon

um seine Lösung ringen ließ. Lange bevor wir vor sie treten, sitzt uns ihr Rätsel bereits zwischen den Rippen und sorgt nicht selten für ein tiefes Unbehagen in der eigenen Haut. Weder Rippen noch Haut wissen um ihre Namen. Weder Rippen noch Haut träumen von den Sphinxen, die auf uns warten. Man muss sie dafür lieben – aber wie im Zuge und infolge jeder liebenden Hingabe sind auch hier Kampf und Verluste und unverzeihliche Fehler und lange Irrfahrten vorauszusehen. Sagen wir das, so hört der Körper nicht auf uns. Zu Recht misstraut der Körper den fiebrigen Voraussagungen, sie sagen ihm nichts, das Sagen ist ihm wesensfremd und ist es allen belebten und unbelebten Körpern. Körper bewegen sich und berühren sich körperlich, nicht sprachlich – und sind dennoch gefangen im Traum des Sprechenden. Und so misstraut der Körper letztlich zu Unrecht unseren Voraussagungen und fällt ungläubig und brennt und blutet stumm, und auch uns bleibt dieses Leiden nicht erspart, denn wir sind trotz aller Wendigkeit und Wildheit und Wunderobsession doch ganz und gar gebunden an die ahnungslosen Rippen und die unnachgiebige Haut.

Sprechen und Schreiben kann nur, wer zu träumen vermag.

Aber wie im Nacht-Schlaf sind wir auch im Sprach-Schlaf jederzeit vom Albtraum nur einen Schritt entfernt. Das Notwendige, Selbstverständliche, Alltägliche rächt sich früher oder später – Schlaf und Sprache unterscheiden sich nicht von den übrigen Gekränkten in dieser Welt. Und zu Recht: Sie bieten uns solch fabelhafte Gaben, den

Traum, die Wörter, die Sätze, die, fließend ineinander übergehend, all das ausdrücken, was wir wissen oder nicht wissen, ahnen oder zu verstehen meinen, empfinden oder uns zu empfinden sehnen, immer dann, wenn der Körper es nicht mehr vermag oder nie vermochte. Aber wir zählen diese Geschenke häufig zu unserer nicht erwähnenswerten »Ausstattung« und würdigen die flüchtigen Fabelwesen – Schlaf und Sprache – nur selten oder nie eines Blicks. Gekränkt, aber nicht gebrochen, werden aus ihnen daher monströse Gestaltlosigkeiten, deren Rachezüge uns keinen Abgrund ersparen. Und ist das nicht rechtfertigbar, da sie uns sonst auch keine oder kaum Grenzen setzen? In grenzlosen Sequenzen gleiten wir in der Sprache von einem Traum in den nächsten, und der Traum vom Aufwachen wird nicht müde, sich zu wiederholen. Während sich Träume in Nächten und Schlafseinheiten einhausen müssen und so immer diskrete Einheiten bleiben, besitzt die Sprache, ähnlich dem Meer, die Fähigkeit, jede Differenz aufzuheben, und ist infolgedessen allgegenwärtig und nicht aus eigener Kraft verlassbar. Das Träumen der Sprache ist rastlos, taktlos, rhythmisch, ist Aufstieg, Abstieg, Flug und Sturz zwischen Traum, Traum, Traum. Wie ein riesenhafter Anderer sehen wir von oben auf das Geschehen und entsetzen uns angesichts der in der Tiefe nicht zur Ruhe zu bringenden Mähr.

Die Nachtmähr der Sprache, ihr großes, steinernes, anderes Gesicht, dem nur ein Riese in die grauen Augen sehen kann, speist sich nicht aus den Resten des Tages, sondern aus den Resten des Mythos, der Ballung aller

Mythen. Der Mythos aber ist selbst nicht mehr als eine Ausgeburt ebenjenes Albtraums.

Blicke noch der Schrei. Es stehen sich im Raum zwei Spiegel gegenüber, und in einem Aufschrei werden wir des Unendlichen, des Udenkbaren, des Unsagbaren, der großen Wiederholung gewahr, können nicht wegschauen und sehen dennoch nie alles. Ein solcher Aufschrei ist wohl der regelloseste Sprachgebrauch, dessen wir fähig sind. Not und Mut. Schreck und Glück. Im Aufschrei kann ihre angestrenzte, strenge Trennung für einen Augenblick nicht aufrecht gehalten werden.

Ich war es, die schrie, und kann doch nicht berichten. Der Schatten des Aufschreis ist nicht beständig, er gehört dem Wasser an, er ist die ursprünglichste Art des Sagens, ist nicht schreibbar. Eine jede Fläche hütet sich vor seiner flutenden Natur, und so findet der Schrei nirgends Ort und nie Dauer.

Wir sind häufig so weit weg vom Meer und den alten, regellosen Qualitäten, die wir mit ihm teilen, dass die falsche Stille, die landeinwärts, wo es keine Ufer gibt, herrscht, uns mit Scham umhüllt und der Aufschrei in diesem von halb transparenten Stoffen verhängten, resonanzlosen Raum furcht- und zumutbar zugleich erscheint. Der Aufschrei wird zum wilden Wagnis verklärt, und wer aufschreit, ist kurz befreit, aber dann lange beschämt.

Landeinwärts gerät schnell in Vergessenheit, was nur an solchen Grenzen, die wir Gestade nannten, erfahren werden kann. Grenzen, die unerbittlich sind und indes,

trotzdem, regellos verschwimmen. Grenzen zwischen Lebenden und Lebenden oder zwischen Lebenden und Nicht-mehr- oder Noch-nicht-Lebenden oder auch zwischen Lebenden und Teils-Lebendem-teils-Unbelebtem wie dem Meer oder dem Wald oder ... Sprache ist die Meisterin der Präzision und verwischt dennoch alle Grenzen skrupellos.

Nachtschwimmer

Mein unzureichender Aufschrei, wenn ich aufwache mit blassem Gesicht und nassen Fußsohlen, als sei ich gerade noch durch eine taubenetzte Wiese gerannt und wollte nach einer Nacht im Freien in den Stall zurückgetragen werden. Hinter den Gittern im Stroh wöhnt sich die in diesem Augenblick mit mir erwachte blasse, nasse Regung aufgehoben. Der Stall verspricht Schlaf, und der Schlaf verspricht Ruhe. Zwischen den Halmen, fühle ich, halb wach, fände der Schrei ein hellhöriges Heim.

Das Öffnen der Lider ist nur ein Rudiment, nicht Gewohnheit, sondern bloßes Überbleibsel, Indiz früherer Freigänge, einstiger Streifzüge eines den Tag nicht scheuenden Blicks. Längst läuft die Vorstellung nach dem Erwachen ungestört hinter verschlossenen Türen weiter, Traumreste werden zum Tagesmaterial, und der Pfeil zwischen Schlaf und Wachsein ist sich seiner Richtung zunehmend ungewiss.

Und würde jemand einmal wirklich in meine Welt einbrechen wollen, so stieße er an der Tür auf ein Schild mit den Worten »Kein Zutritt – Vorstellung läuft« und würde also vermutlich umdrehen, anstatt sich im dunklen Saal mit den roten, samtene Sesseln und Vorhängen zu mir und den Eisbären, die vor unbestimmter, aber doch langer Zeit auf den übrigen Sitzen Platz genommen haben und regungslos der Vorstellung folgen, zu setzen. Es sind übrigens die samtene Vorhänge, nicht die Eisbären, die mir Angst machen dort hinter meinen Lidern. Wie trügerisch

zart die Haut um die Lider doch ist. Kein Anzeichen der dahinterliegenden Räume und Käfige und Säle und Wälder und erdigen, leeren, stillen Felder und vogelfreien kleinen Steine in der Erde. Kein Anzeichen der riesigen Marmorblöcke, die sich, selten zwar, zu neuen Konstellationen verschieben, als würde ein unsichtbarer Riese eine Schachpartie ohne Quadrate und ohne Regeln austragen. Kein Anzeichen der Hände, die eifrig Diktiertes notieren und dann doch gleich wieder unleserlich machen, weil die Schrift vor ihnen nicht die ihrige ist. Kein Anzeichen des schattengleichen Liebhabers, der, noch bevor die Frühe anbricht, aufsteht, in der Mitte der kärglichen Kammer in ein Paar Eisen-Schuhe gleitet und fortgeht.

Gesichtslos fällt mein Kopf aufs Kissen unseres gerade noch geteilten Lagers zurück, und ich wache neuerlich auf und schäme mich der trügerischen Zartheit meiner Haut – und möchte sie doch berührt wissen, im Traum wie am Tag, auch dann, wenn *ich* mich nicht oder kaum erkenne und dieser Haut nicht zu ähneln meine, auch dann, wenn ich sie nicht auszufüllen vermag, auch dann, wenn es mir darin zu klein wird und die Grenzen zur Welt in jeder Sekunde aufs Neue gesprengt werden, sodass alles zu einer großen, fließenden Bewegung wird und die Bewegung leicht zu verwechseln ist mit Wachstum, wie wenn der nach links und rechts ausgestreckte linke und rechte Arm beim schnellen Drehen um die eigene Achse auf einer großen, freien Fläche, die im Zuge des Drehens ebenfalls Teil der Bewegung und somit auch Teil des sich drehenden Körpers wird, wenn also diese beiden Arme

länger und länger zu werden und bald einmal die ganze Welt zu umgreifen vermögen scheinen. Und möchte die Haut also berührt wissen von eigener und fremder und naher und ferner Hand, im Traum und am Tag, möchte langsam alle Kleidungsstücke ablegen und zuletzt die hinterm Rücken geballte Faust vorziehen und öffnen: ein Friedensangebot und Zeichen der Bereitschaft zur wortlosen Offenbarung. Und wache wiederum auf, die Hand auf den eigenen Mund gepresst, um den Aufschrei zu unterdrücken – und um mich Worte, wohin der Blick auch fällt.

Wie war es, ist der erste Gedanke, als die Wörter in der mich umgebenden Welt noch nichts als Geräusche waren und die mich umgebenden Personen namenlos? Und wie war es, selbst namenlos zu sein? Und wie wäre es, zurück in die Namenlosigkeit eintauchen zu können, nicht bloß bis zu den Knöcheln oder Kniekehlen oder bis auf Höhe des Geschlechts oder des Brustkorbs, nicht bloß bis zum Kehlkopf oder bis zum Kinn, sondern ganz, ganz und gar untergetaucht, ohne Namen und trotzdem unverwechselbar-da. Welch ein Schreck und Welch ein Glück und Welch ein sperrangelweit geöffnetes Tor zu dir oder von dir zu mir. Wären nicht womöglich sogar die Vorstellung pausiert, der Vorhang längst gefallen und die Eisbären aufgestanden und nach Hause gegangen?